

## **Die Intellektuellen und die Elite. Bemerkungen zur zunehmenden Verkleinerung einer Kluft**

Barbara Eder

Wenn im medialen Diskurs von Eliten die Rede ist, dann fällt es oft schwer sich von diesem Begriff ein Bild zu machen. Gemeint scheint damit die Spitzenpolitikerin ebenso zu sein wie die Oligarchentochter, der Harvard-Absolvent gleichermaßen wie der Unternehmenserbe. Wenn sie alle auf einmal durch denselben Begriff herbeizitiert werden, dann geschieht dies nicht selten in vorwurfsvoller Absicht. Jene Bezeichnung, welche die in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen agierenden Akteure auf den kleinsten aller gemeinsamen Nenner bringen soll, wird besonders oft bemüht, wenn ein Missstand nach der akuten Benennung von Verantwortlichen ruft. Der zeitliche Horizont derartiger Indexierungen ist eine gespaltene Gegenwart, der Fingerzeig einer, der meist von unten erfolgt.

In Bezug auf das, was Elite heißt, bietet die Soziologie indes klare Begriffe. Dabei handelt es sich um genau jene Personen, die in der Lage sind, gesellschaftliche Entwicklungen maßgeblich zu beeinflussen. Grund dafür ist der überdurchschnittlich hohe Anteil an Kapitalsorten der Eliten, allein innerhalb der Hierarchie der Vermögensverteilung zählen sie zum obersten Drittel. Sich Elite zu nennen, ist folglich nicht einfach eine Form der (Selbst-)Distinktion, die exklusive Zugehörigkeit zu diesem Personenkreis verdankt sich ökonomischen Privilegien – und zurecht kommt damit der Verdacht auf, dass es dabei nicht immer mit rechten Dingen zugeht. Nicht wenige der „Neuen Eliten“ – insbesondere jene auf dem verhältnismäßig jungen Technologiesektor – zehren bis heute von der lockeren Geldpolitik der ausgehenden Siebziger Jahre, andere zählen zu den Profiteuren der *New Economy*, die auch ohne den Einsatz von Risikokapital enorme Gewinne auf den Aktienmärkten ermöglichte; ein historischer Ausflug nach *Bretton Woods* trüge zur Erklärung dieser Umwegrentabilitäten ebenso einiges bei.

Eliten gehören also nicht nur zu einem einflussreichen Segment der Gesellschaft, ihre Stabilisierung ist auch Produkt politischer Entscheidungen – ein Umstand, der sie verstärktem Legitimationsdruck aussetzt. Den eigenen hervorgehobenen Status rechtfertigen Elite-Angehörige jedoch nur selten mit Verweis auf Mitgliedschaften in entscheidungsträchtigen Gremien, Interessensverbänden und Netzwerken, eher schon wird das Argument der ‚richtigen‘ Herkunft – und damit auch ein Erbe, das seinen Eigentümer über Generationen hinweg nicht wechselt – ins Feld geführt. Neue Eliten verbuchen ihr hohes soziales und ökonomisches Kapital oftmals auch als Resultat von außergewöhnlichen Leistungen –

Leistungen, die dieser Rechnung nach auch zu außergewöhnlich viel Geld führen müssten. Dieser Annahme liegt ein Trugschluss zugrunde, der so alt ist wie die Industrialisierung. Das seither durch das Bürgertum propagierte „Leistungsprinzip“ hat die Verteilung des in Aussicht gestellten „Wealth of Nations“ nicht grundlegend verändert und man muss auch Marx nicht besonders gut kennen, um zu wissen, dass es nicht diese soziale Schicht war, die für Wohlstand sorgte. Nicht von den Eigentümern der Webstühle, Fließbänder und Fabriken stammte die eigentliche Arbeitsleistung, als „Produktivkräfte“ wurden zurecht nur jene bezeichnet, die an und in diesen zur tatsächlichen Vermehrung des Volkseinkommens beitrugen.

Den bisherigen Ausführungen zufolge könnte man Eliten getrost als glückliche Erben, windschiefe Spekulanten oder aber auch als legitime Nachfahren jener von Marx in Ermangelung von Mitteln nicht mehr mit dem eigentlichen Akt der Wertschöpfung betrauten „Lumpenproletariat“ bezeichnen, die diesmal vom anderen Ende der gesellschaftlichen Stufenleiter her schmarotzen – gäbe es da nicht einen weiteren sozialen Typus, der nicht zwangsläufig mit materiellem, dafür aber mit kulturellem Kapital großzügig ausgestattet ist. Paradoxerweise besteht das Elitäre an ihm gerade darin, alles Elitäre von sich zu weisen. Oft beschreibt er das, was um ihn herum passiert, als Beobachter zweiter Ordnung, vermittelt dazwischen aus der Position des Dritten und schmiedet die Waffen seines Bewusstseins mithilfe von Theorie. Einem Aperçu Theodor W. Adornos zufolge sei er gerade deshalb, weil er der Wertschöpfungskette nichts Produktives hinzuzufügen habe, für den Entwurf einer davon emanzipierten Gesellschaftsordnung verantwortlich, Pierre Bourdieu konzidierte ihm in seinen Spätschriften sogar eine gesellschaftliche Position abseits aller gekauften Kritik – als relativ autonomem Akteur im Kampf gegen die voranschreitende Vergrößerung sozialer Ungleichheit.

Die Rede ist, wie könnte es anders sein, von der Figur des kritischen Intellektuellen – in einer Denktradition von Hannah Arendt bis Susan Sontag. Im Wissen darum, dass „die Unterdrückten“ durch niemanden anderen als sie selbst repräsentiert werden können, haben zwei der exemplarischen Vertreter dieser Gattung, Gilles Deleuze und Michel Foucault, die dazugehörige Figur noch am Vorabend des Pariser Mai '68 enthauptet; ein halbes Jahrhundert später erfolgt die Resurrektion unter veränderten Vorzeichen: Im Gestus des Nietzsche-anischen Überwinders hat etwa der Philosoph Peter Sloterdijk in einem *FAZ*-Artikel von 2009 zu einem "antifiskalischen Bürgerkrieg" aufgerufen. Die Rudimente eines nur mehr bedingt mit dem Ausbalancieren sozialer Ungleichheit bemächtigten Sozialstaats bezeichnete er darin als institutionalisierte Formen einer gegen die Eliten gerichteten „Kleptokratie“. Dem

erstarkenden Stolz der neuen Herren hat ein Philosoph aus Karlsruhe geistreichen Nährboden geboten. Er baut sein Fundament jedoch auf Topoi eines Denkens, das in der Weimarer Republik ihr erstes Feinbild sah: dazu zählt die rechte Angst vor dem nationalen Niedergang ebenso wie die reaktionäre Furcht vor dem Verfall des Exklusiven – inmitten einer auf demokratischen Prinzipien aufbauenden Massengesellschaft.